

Leseprobe



Wenn Wünsche sich erfüllen

Der nostalgische Märchen-Adventskalender

ca. 128 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden, durchgehend farbig gestaltet, mit zahlreichen Illustrationen, geeignet für Kinder ab 6 Jahre

ISBN 9783746252452

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2018

*Wenn Wünsche
sich erfüllen*

Der nostalgische
Märchen-Adventskalender

benno

Inhaltsverzeichnis

1. Dezember

Ein Märchen aus dem Elsass: *Die Tannen der heiligen Aurelia* 7

2. Dezember

Brüder Grimm: *Von dem Sommer- und Wintergarten* 10

3. Dezember

Paula Dehmel: *Die Christblume* 14

4. Dezember

Marie Hermes von Baer: *Schlitzohrs Weihnachten* 18

5. Dezember

Felix Timmermans: *Sankt Nikolaus in Not* 23

6. Dezember

Ein Märchen aus Albanien: *Das Geschenk des heiligen Nikolaus* 40

7. Dezember

Jón Árnason: *Die Alfkönigin* 47

8. Dezember

Brüder Grimm: *Schneeweißchen und Rosenrot* 61

9. Dezember

Anonymus: *Das graue Männchen* 72

10. Dezember

Hermann Löns: *Hasendämmerung* 78

11. Dezember

Ein Märchen aus Norwegen: *Die Mühle auf dem Meeresgrunde* 88

12. Dezember

Paula Dehmel: *Vom Feuermännchen und der Maus Grisegrau* 95

13. Dezember

Ein Märchen aus Schottland: *Die Geschichte vom weißen Schaf* 101

14. Dezember

Brüder Grimm: *Die Gänsemagd* 106

15. Dezember

Anonymus: *Die Stadtmaus und die Feldmaus* 117

16. Dezember

Manfred Kyber: *Der kleine Tannenbaum* 122

17. Dezember

Barbara Bartos-Höppner: *Zweimal gedroschenes Stroh* 128

18. Dezember

Karin Jäckel: *Vom Tannenbaum, der nie goldene Zapfen bekam* 132

19. Dezember

Marie-Luise Kaschnitz: *Wenn's wieder geschähe – wie vor langer Zeit* 135



20. Dezember		
Adolf Gelber: <i>Schneewittchens Weihnachten im Walde</i>		143
21. Dezember		
Agatha Christie: <i>Ich bin der Esel aus Betlehem</i>		150
22. Dezember		
Schwedisches Volksmärchen: <i>Eine Weihnachtsgeschichte</i>		153
23. Dezember		
Max Bolliger: <i>Der neue König braucht auch Tölpel</i>		166
24. Dezember		
Nach einer norwegischen Legende: <i>Die Flöte des Hirtenjungen</i>		170
Quellenverzeichnis		174

Die Tannen der heiligen Aurelia

Am Heiligen Abend ging ein armes Kind von Tür zu Tür, klopfte an und sagte: „Wollt Ihr meine zwei Tannen kaufen? Ihr könnt goldene Kugeln und Papiersterne daranhängen, und die Kinder werden ihre Freude daran haben.“ Aber in jedem Haus hieß es: „Es ist zu spät, Kleiner, die Weihnachtsbäume sind schon längst gekauft. Komm nächstes Jahr wieder.“ Das Kind war verzweifelt, denn es gab kein Brot daheim. Nach vielen Bitten und ebenso vielen ausweichenden oder harten Antworten kam es zum Haus von Eidel, dem Gärtner. Hat man schon jemals gesehen, dass man demjenigen Tannen zu verkaufen versucht, dessen Aufgabe es ist, sie anzupflanzen? Das arme unschuldige Kind klopfte, und Eidel rief: „Wer klopft zu dieser Stunde?“ Das Kind wagte nicht zu antworten.

„Wer klopft an meine Tür, wo ich meine Ruhe haben will?“, sagte Eidel, und seine Stiefel knallten auf dem Boden. Er öffnete die Türe, und der bescheidene Bittsteller sah einen riesigen glänzenden Baum, der mit Reichtümern überladen war und sein Licht bis auf die Straße warf. Drei Kinder saßen um ein

Feuer herum und betrachteten die Weihnachtsente, die da in ihrem Saft schwamm.

„Was willst du, Kleiner, du bist wohl ein Grünschnabel mit deinen zwei verkümmerten Tännchen.“

Das Kind wurde traurig und schwieg, denn es verstand, dass seine letzte Hoffnung dahingeschwunden war.

„Die Kälte kommt herein“, sagte der Gärtner, „sag, was du zu sagen hast, oder ich schlage dir die Tür vor der Nase zu.“

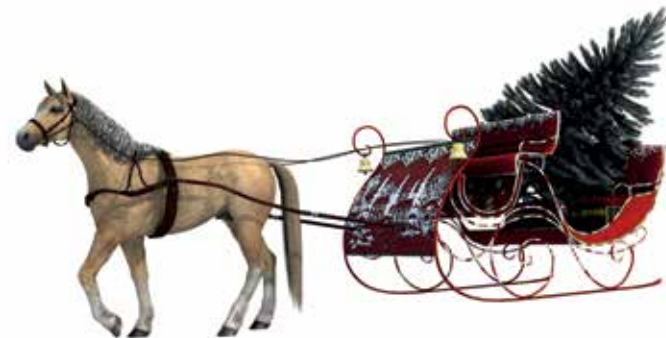
Er hatte einen schroffen Ton, war aber eigentlich ein guter Mann. Er betrachtete den Kleinen im Alter seiner Kinder, der da mit nackten Füßen im Schnee stand und nicht wagte aufzuschauen, und er dachte daran, dass vielleicht die Seinen nach seinem Tode des Abends im Schnee stehen und bei anderen betteln müssten. Mit leiser Stimme sagte er: „Was willst du? Ich gebe dir, was ich kann.“ – „Ich will meine zwei Weihnachtsbäume verkaufen, aber der Eure ist ja viel schöner.“

„Macht nichts“, sagte Eidel, „gib sie mir.“ Er holte ein Goldstück aus seiner Schublade, und der arme Kleine traute seinen Augen kaum und glaubte, er wolle sich über ihn lustig machen. Die Kinder gaben ihm ein Stück von der Ente ab, die Mutter reichte ihm eine Schüssel mit heißer Suppe, und selbst der Hund war freundlich und leckte ihm die vor Kälte geröteten Hände. Da freute sich das Kind, dankte und kehrte frohgemut heim.

Eidel warf die zwei Tannen in eine Ecke und setzte

sich zu Tisch. Das Essen war vortrefflich, die Ente zart und der Wein kühl. Dann gingen sie zu Bett. Am anderen Morgen, am Weihnachtstag, kehrte Frau Eidel das Haus und stellte die zwei Tannen auf die Straße. Die Kinder, die im Schnee spielten, während sie auf die Stunde des Kirchgangs warteten, nahmen die zwei Stämmchen, ahmten ihren Vater nach und pflanzten sie hinter die Kirche. Die Glocken läuteten. Die Leute nahmen in der Kirche Platz. Eidel saß in seinem schönsten Mantel in der vordersten Reihe und dankte Gott für seine Familie. Als die Messe gelesen war und die Kirche sich leerte, schrien die Leute auf dem Vorplatz verwundert auf. Zwei Tannen reckten sich so hoch wie der Kirchturm in die Wolken. Eine Taube erhob sich aus einem Kirchenfenster, flog auf jede Tanne und schlug dreimal mit den Flügeln, dann kehrte sie in ihr Kirchenfenster zurück.

Ein Märchen aus dem Elsass





Von dem Sommer- und Wintergarten

Ein Kaufmann wollte auf die Messe gehen, da fragte er seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Die älteste sprach: „ein schönes Kleid“; die zweite: „ein paar hübsche Schuhe“; die dritte: „eine Rose“. Aber die Rose zu verschaffen, war etwas schweres, weil es mitten im Winter war, doch weil die jüngste die schönste war, und sie eine so große Freude an den Blumen hatte, sagte der Vater, er wolle zusehen, ob er sie bekommen könne, und sich rechte Mühe darum geben.

Als der Kaufmann wieder auf der Rückreise war, hatte er ein prächtiges Kleid für die älteste, und ein paar schöne Schuhe für die zweite, aber die Rose für die dritte hatte er nicht bekommen können; wenn er in einen Garten gegangen war, und nach Rosen gefragt hatte, hatten die Leute ihn ausgelacht: „Ob er denn glaube, dass die Rosen im Schnee wüchsen.“

Das war ihm aber gar leid, und wie er darüber sann, ob er gar nichts für sein liebstes Kind mitbringen könne, kam er vor ein Schloss, und dabei war ein Garten, in dem war es halb Sommer und halb Winter, und auf der einen Seite



blühten die schönsten Blumen groß und klein, und auf der andern war alles kahl und lag ein tiefer Schnee. Der Mann stieg vom Pferd herab, und wie er eine ganze Hecke voll Rosen auf der Sommerseite erblickte, war er froh, ging hinzu und brach eine ab, dann ritt er wieder fort. Er war schon ein Stück des Wegs geritten, da hörte er etwas hinter sich herlaufen und schnaufen, er drehte sich um und sah ein großes schwarzes Tier, das rief: „Du gibst mir meine Rose wieder, oder ich mache dich tot, du gibst mir meine Rose wieder, oder ich mach dich tot!“. Da sprach der Mann: „Ich bitt dich, lass mir die Rose, ich soll sie meiner Tochter mitbringen, die ist die Schönste auf der Welt.“ – „Meinetwegen, aber gib mir die schöne Tochter dafür zur Frau!“ Der Mann, um das Tier loszuwerden, sagte ja, und dachte, das wird doch nicht kommen und sie fordern, das Tier aber rief noch hinter ihm drein: „In acht Tagen komm ich und hol meine Braut.“

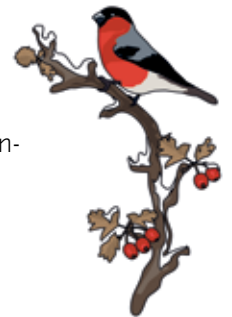
Der Kaufmann brachte nun einer jeden Tochter mit, was sie gewünscht hatte; sie freuten sich auch alle darüber, am meisten aber die jüngste über die Rose. Nach acht Tagen saßen die drei Schwestern beisammen am Tisch, da kam etwas mit schwerem Gang die Treppe herauf und an die Türe und rief: „Macht auf! Macht auf!“ Da machten sie auf, aber sie erschraken recht, als ein großes schwarzes Tier hereintrat: „Weil meine Braut nicht gekommen, und die Zeit herum ist, will ich sie mir selber holen.“ Damit ging es auf die jüngste Tochter zu und packte sie an. Sie fing an zu schreien, das half aber alles nichts, sie musste mit fort; und als der Vater nach Haus kam, war sein

liebste Kind geraubt. Das schwarze Tier aber trug die schöne Jungfrau in sein Schloss, da war's gar wunderbar und schön, und Musikanten waren darin, die spielten auf, und unten war der Garten halb Sommer und halb Winter, und das Tier tat ihr zuliebe alles, was es ihr nur an den Augen absehen konnte. Sie aßen zusammen, und sie musste ihm aufschöpfen, sonst wollte es nicht essen, da ward sie dem Tier hold, und endlich hatte sie es recht lieb. Einmal sagte sie zu ihm: „Mir ist so Angst, ich weiß nicht recht warum, aber mir ist, als wär mein Vater krank, oder eine von meinen Schwestern, könnte ich sie nur ein einziges Mal sehen!“ Da führte sie das Tier zu einem Spiegel und sagte: „Da schau hinein“, und wie sie hineinschaute, war es recht, als wäre sie zu Haus; sie sah ihre Stube und ihren Vater, der war wirklich krank, aus Herzeleid, weil er sich Schuld gab, dass sein liebste Kind von einem wilden Tier geraubt und gar von ihm aufgefressen sei, hätt' er gewusst, wie gut es ihm ging, so hätte er sich nicht betrübt; auch ihre zwei Schwestern sah sie am Bett sitzen, die weinten. Von dem allen war ihr Herz ganz schwer, und sie bat das Tier, es sollte sie nur ein paar Tage wieder heimgehen lassen. Das Tier wollte lange nicht, endlich aber, wie sie so jammerte, hatte es Mitleid mit ihr und sagte: „Geh hin zu deinem Vater, aber versprich mir, dass du in acht Tagen wieder da sein willst.“ Sie versprach es ihm, und als sie fortging, rief es noch: „Bleib aber ja nicht länger als acht Tage aus.“

Wie sie heimkam, freute sich ihr Vater, dass er sie noch einmal sähe, aber die Krankheit und das Leid

hatten schon zu sehr an seinem Herzen gefressen, dass er nicht wieder gesund werden konnte, und nach ein paar Tagen starb er. Da konnte sie an nichts anderes denken vor Traurigkeit; und hernach ward ihr Vater begraben, da ging sie mit zur Leiche, und dann weinten die Schwestern zusammen und trösteten sich. Und als sie endlich wieder an ihr liebes Tier dachte, da waren schon längst die acht Tage herum. Da ward ihr recht Angst, und es war ihr, als sei das auch krank, und sie machte sich gleich auf, und ging wieder hin zu seinem Schloss. Wie sie aber wieder ankam, war's ganz still und traurig darin, die Musikanten spielten nicht, und alles war mit schwarzem Flor behangen; der Garten aber war ganz Winter und von Schnee bedeckt. Und wie sie das Tier selber suchte, war es fort, und sie suchte allerorten, aber sie konnte es nicht finden. Da war sie doppelt traurig, und wusste sich nicht zu trösten, und einmal ging sie so traurig im Garten, und sah einen Haufen Kohlhäupter, die waren oben schon alt und faul, da legte sie die herum, und wie sie ein paar umgedreht hatte, sah sie ihr liebes Tier, das lag darunter und war tot. Geschwind holte sie Wasser und begoss es damit unaufhörlich, da sprang es auf und war auf einmal verwandelt und ein schöner Prinz. Da ward Hochzeit gehalten und die Musikanten spielten gleich wieder, die Sommerseite im Garten kam prächtig hervor, und der schwarze Flor ward abgerissen, und sie lebten vergnügt miteinander immerdar.

Brüder Grimm





Die Christblume

Einsam ist die Blume, von der ich euch heut erzählen will. Sie kennt nicht die frohen Tage des Frühlings noch die duftreichen Nächte des Sommers. Keine flüsternden Gefährtinnen wachsen neben ihr auf, kein Vogel singt sie in Träume. In Schnee und Eis muss sie schauen, der Nordwind streicht über sie hin, und das eintönige Krächzen der Rabenvögel ist ihre Musik.

Und doch ist sie weiß und zart wie nur eine ihrer Schwestern; anmutig wächst sie aus dem Kranze grüner Blätter empor, und ihr tiefer Kelch hütet die Geheimnisse der Blumen. Und sie fühlt keinen Winterschmerz! Still und stolz steht sie in ihrer Kraft. Sie weiß, dass sie begnadet ist: die einzige Blume, die im Winter blühen darf, die einzige Blume, die das heilige Christfest feiern darf mit den Bewohnern der Erde. Sage mir, Schwester der Lilie, was rief dich ins winterliche Leben? Was gab dir die Macht, der Kälte und dem Sturm zu trotzen? Warum schläfst du nicht im Frieden der Erde?

Die Blätter rauschen mir Töne und Akkorde zu, sie raunen und rauschen – Silben höre ich, Worte – und nun will ich ihre Geschichte erzählen.

Es war Totensonntag. Auf dem Wege zum Kirchhof ging eine stille dunkle Schar Menschen. Sie trugen Totenkranze, Tannenreiser und Immortellen, immergrüne Eichen und rote Vogelsbeeren. Sie gingen schweigend, als dächten sie vergangener Tage oder träumten in banger Hoffnung von künftiger Helle. Der letzte im Zug war ein kleiner Knabe, der auf der Schulter ein grünes Holzkreuz trug, eine schwere Last für einen jungen Körper!

Es war ein armseliges Kreuz, roh gefügt, mit abgeschragten Ecken. Des Knaben Blicke aber ruhten liebevoll darauf; seine jungen, ungeübten Hände hatten wohl selbst das Holz geschnitzt.

Aus der Kapelle des Totenhauses läutete die kleine Glocke, und andächtig zog die Schar der Trauernden durch das Portal. Ein leiser Wind ging mit ihnen; es waren die Todesengel, die dem Zuge unsichtbar folgten. Vom breiten Mittelwege aus verteilt sich lautlos die Gäste der Toten. Bald hatte auch der blasse Knabe das Grab seiner Mutter gefunden. Es war ein frischer Hügel; ohne Schmuck und ohne Pflege lag er im kühlen Frühnebel. Der Kleine kniete nieder, pflanzte sein Kreuzlein zu Häupten der Toten und betete leise. Der Engel, der ihm gefolgt war, beugte sich nieder, um die Inschrift zu lesen. „Liebe Mutter“, stand in großen, kindlichen Buchstaben auf dem Querholz, sonst nichts. Da küsste der Engel das Kind aufs Haupt.

Die anderen Gräber schmückten sich nach und nach mit den Blumen und Kränzen der Leidtragenden; des Knaben Augen aber sahen angstvoll über



Schneeweißchen und Rosenrot



Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen: und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind: Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, dass sie sich immer an den Händen fassten, so oft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen“, so antwortete Rosenrot: „So lange wir leben nicht“, und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll's mit dem anderen teilen.“ Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleide, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch

Bär“, sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer und gib nur acht, dass dir dein Pelz nicht brennt.“ Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meint’s ehrlich.“ Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopf mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk“, und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein, er aber streckte sich ans Feuer und brummte vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich’s aber gern gefallen, nur wenn sie’s gar zu arg machten, rief er:

„Lasst mich am Leben, ihr Kinder:
Schneeweißchen, Rosenrot,
schlägst dir den Freier tot.“

Als Schlafenszeit war und die anderen zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär: „Du kannst in Gottes Namen da am Herd liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt.“ Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der

bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern Kurzweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, dass die Tür nicht eher zugeriegelt ward, als bis der schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muss ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen.“ „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?“, fragte Schneeweißchen. „Ich muss in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten: Im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an das Tageslicht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied, und als es ihm die Tür aufriegelte, und der Bär sich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen und ein Stück Fleisch seiner Haut riss aus, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen; aber es war seiner Sache nicht gewiss. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

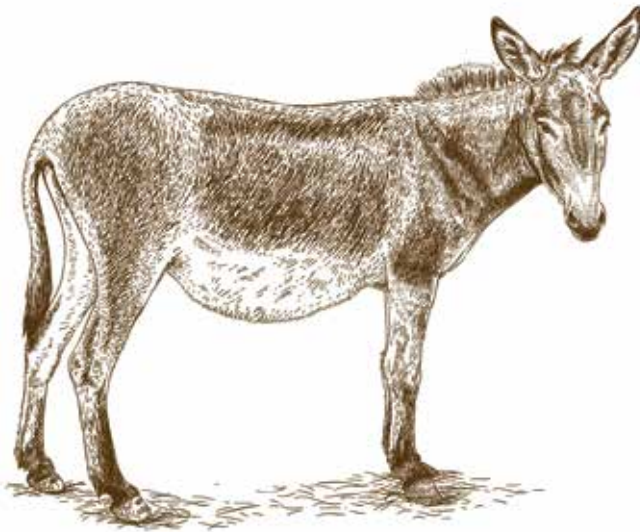
Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht Unter-



menes Bild. „So was, das ist ja mein Herr als erwachsener Mann. Er reitet auf einem Esel, sicher wird er zum König gekrönt.“ Aber die Krone schien nicht aus Gold, sondern aus Dornen zu sein. Der Esel liebte Dornen und Disteln, aber für eine Krone schienen sie unpassend. Und dann war da noch etwas auf einem Schwamm, bitter wie Myrrhe, an der er im Stall geleck hatte.

Da wusste der kleine Esel plötzlich, dass er nicht mehr in die Zukunft sehen wollte. Er wollte nur seinen kleinen Herrn lieben und von ihm geliebt werden und ihn sicher nach Ägypten tragen.

Agatha Christie



Eine Weihnachtsgeschichte

Mein Großvater hat mir diese Geschichte erzählt: Vor langer, langer Zeit lebte einmal ein Arzt im Norden unseres Landes. Er wohnte in einem kleinen Dorf und betreute die Leute eines größeren Landstriches. Überall war er sehr beliebt, denn er war unermüdlich und immer freundlich und verstand sich vor allem mit den Kindern sehr gut. Am Rande seines Dorfes ließ er sich ein schönes Haus bauen und dort lebte er zusammen mit einer alten Haushälterin und einem Kutscher, denn er war unverheiratet. Da es weit und breit keinen anderen Doktor gab, hatte er viel Arbeit, und so fuhr er sommers mit der Kutsche und winters mit dem Schlitten landauf, landab, um seine Kranken zu besuchen. Er war ein kluger Mann, und da es in jener Gegend keine Apotheke gab, war er gleichzeitig auch der Apotheker. Nun gab es damals einen sehr strengen Winter. Die große Kälte ließ schon frühzeitig die Flüsse einfrieren, und es fiel eine Menge Schnee, so dass die Straßen vor allem in den Bergen meterhoch verweht waren. So konnte der Doktor nur seine Kranken im Tiefland versorgen, denn die Berge und Wälder waren unwegsam geworden. Wenn er sich aus dem Dorf herauswagte, mussten er und der Kutscher

Flinten mitnehmen, denn Kälte und Hunger hatten die Wölfe und Bären aus ihren Verstecken getrieben, so dass sie die Gehöfte umkreisten. Anfangs kam hin und wieder auch noch ein Reiter aus dem Wald, aber dann kamen sie nicht mehr, und auch der Arzt musste die größeren Fahrten einstellen. Jenseits der Berge aber lag eine kleine Siedlung und dort war ein kleines Mädchen krank geworden. Die Mutter versuchte erst alles, was man an Hausmitteln geben kann, aber als gar nichts half und das Fieber des Kindes stieg, sagte sie zu ihrem Mann: „Du musst zum Arzt reiten, sonst stirbt unser Kind, denn ich habe alle Arzneien vergeblich versucht. Das Mädchen ist schon ganz schwach geworden und es fiebert seit Tagen.“

„Frau“, entgegnete der Mann, „das ist unmöglich. Du weißt, wie lieb ich unser Kind habe, aber die Wälder sind so verschneit, dass an ein Durchkommen gar nicht zu denken ist. Und selbst wenn ich mich zu Pferd durchschlagen könnte, wie sollte ich den Doktor mit dem Schlitten hierherbringen? Wir können nur abwarten und auf das Beste hoffen.“

Aber die Frau gab nicht nach, sie drang so lang in ihren Mann, er solle doch wenigstens versuchen, vom Arzt eine gute Medizin zu besorgen, dass er schließlich sein Pferd sattelte und seine Büchse nahm, um in das andere Dorf hinüberzureiten.

Doch war er kaum bis an den Waldrand gekommen, als sein Ross bis zum Leib im Schnee versank und ihn ein Rudel Wölfe umkreiste. Als er sich umwandte, stürzte sein Pferd sogar noch, und nur mit Not

und unter Schüssen konnte er sich wieder zu seinem Haus durchschlagen, denn die Raubtiere verfolgten ihn fast bis zur Schwelle seines Hofes.

Entmutigt und sein blutendes Pferd in den Stall führend, kam er daheim wieder an. „Frau“, sagte er, „es geht nicht, ich bin nicht einmal in den Wald hineingekommen; von Durchkommen ist gar keine Rede und zudem wird es bald finster.“

Da weinte die Frau und ging in die Stube, wo das fiebernde Töchterchen lag.

„Mutter, warum weinst du denn?“, fragte das Kind.

„Ach, gerade ist dein Vater zurückgekommen“, antwortete die Frau, „denn er wollte für dich beim Dok-



tor Medizin holen, aber es geht nicht, weil so viel Schnee liegt.“

„Mutter, weine nicht! Wenn du meinst, dass wir den Doktor brauchen, so will ich es dem Christkind sagen, das doch heute Abend kommen muss. Du hast ja selbst heute Morgen gesagt: Am Abend kommt das Christkind.“

„Aber, Kind, das ist nur so ein alter Brauch, und es ist nur noch eine Erinnerung daran, dass Christus als Kind in diese Welt gekommen ist.“

„Nein“, sagte das Mädchen, „ich bin sicher, wenn ich darum bete, dann wird das Christkind auch selber kommen.“

Da ging die Mutter hinaus und sagte zu ihrem Mann: „Das Kind spricht schon wieder im Fieber.“ Und dann machte sie sich daran, das Weihnachtsmahl zuzubereiten, und dachte dabei: Das wird das letzte Weihnachtsessen für unser Töchterchen sein. Als sie aber zwischendurch einmal nach dem Mädchen sah, lag das mit roten Bäckchen da und winkte der Mutter. „Ach“, sagte es, „eben war das Christkind da. Es sieht aus wie ein kleiner Junge. Ich habe ihm gleich gesagt, ob es nicht den Doktor schicken kann, und es hat mir versprochen, dass es ihn gleich holen wird.“

Da rief die Mutter den Vater herein und das Mädchen musste die Geschichte noch einmal erzählen: „Das Christkind war da; es sieht aus wie ein kleiner Junge, und es hat mir versprochen, dass es den Doktor holen wird.“

Das Fieber wird weiter gestiegen sein, dachte der Va-

ter, denn das Kind fantasiert bereits. Die Mutter aber begann in ihrer Not, etwas Hoffnung zu schöpfen.

Nun war der Abend angebrochen, und in dem Dorf, wo der Arzt wohnte, hatten sich in den Häusern die Familien versammelt; nur der Arzt war ganz allein, denn die Haushälterin und der Kutscher waren auch zu ihren Verwandten gegangen. Er war gerade dabei, Arzneien zusammenzustellen und eine Salbe zu reiben, als es an der Tür klopfte.

„Herein!“, rief er, und da trat ein kleiner Junge ein, der die Mütze abnahm und freundlich grüßte. Sein Mäntelchen war ganz voll Schnee und die Bäckchen rot vor Frost. „Ja, wer bist denn du, Kleiner?“, fragte der Arzt. „Dich habe ich noch nie gesehen und ich kenne doch sonst alle Kinder in der Gegend.“

„Ich bin nur zu Weihnachten hier, und man schickt mich von drüben aus dem Dorf, weil man da Eure Hilfe braucht.“

„Du willst mich wohl zum Besten halten, kleiner Schelm?“, entgegnete der Arzt. „Meinst du, ich wüßte nicht, wie viel Schnee draußen liegt und dass man nicht durch den Wald kommen kann? Und glaubst du, ich könnte für wahr halten, dass man einen so kleinen Jungen ausschickt? Die Bären und Wölfe würden dich sofort zerreißen, wenn du in den Wald kämst.“

„Nein“, sagte der Junge, „es ist mein voller Ernst. Ich habe drüben eine kranke Schwester und die braucht Eure Hilfe. Ihr sagt ja selbst, dass Ihr mich nicht kennt. Und wenn Ihr nicht kommt, müsste das Mädchen sterben.“

Quellenverzeichnis

Texte:

- Barbara Bartos-Höppner: Zweimal gedroschenes Stroh. © Burghard Bartos
- Max Bolliger: Der neue König braucht auch Tölpel. Aus: Max Bolliger, Der Weihnachtsnarr © Herder Verlag, Freiburg 2. Aufl. 1990
- Agatha Christie: Ich bin der Esel aus Betlehem. Alternativer Titel: „Der unfolgsame Esel“. Aus dem Englischen von Lia Franken. Aus: Agatha Christie, Es begab sich aber... © 1965 by Agatha Christie Ltd. © Scherz Verlag AG, Bern 1988. © der deutschen Übersetzung: S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2003
- Karin Jäckel: Vom Tannenbaum, der nie goldene Zapfen bekam. Aus: Gerhart Lippert, Bergweihnacht mit Gerhart Lippert © Rosenheimer Verlagshaus 2008
- Marie-Luise Kaschnitz: Wenn's wieder geschähe – wie vor langer Zeit. Aus: Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke in sieben Bänden, Band 4: Die Erzählungen. S. 163-167. © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1985. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Insel Verlag Berlin
- Ein Märchen aus Norwegen: Die Mühle auf dem Meeresgrunde. aus: Norwegische Märchen. Herausgegeben von Hans-Jürgen Hube. Übersetzt von F. Bresemann und H. Hube. © Insel Verlag Frankfurt am Main 1992
- Ein Märchen aus Schottland: Die Geschichte vom weißen Schaf. Aus: Schottische Volksmärchen. Aus dem Englischen und herausgegeben von Christiane Agricola. © Insel Verlag, Frankfurt am Main 1991
- Felix Timmermans: Sankt Nikolaus in Not. Aus: Felix Timmermans, Sankt Nikolaus in Not. Aus dem Flämischen von Anna Valeton-Hoos. © Insel Verlag Berlin 2012

Wir danken allen Inhabern von Textrechten für die Abdruckerelaubnis. Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber in Erfahrung zu bringen. Für zusätzliche Hinweise sind wir dankbar.

Bilder:

- Cover: © Archivist; S. 9: © photosvac; S. 13: © anaksa; S. 17, 27, 29: © derbisheva/; S. 21, 81, 85: © doublebubble_rus; S. 37: © hasenkugel; S. 39: © jula_lily; S. 46: © Marina; S. 55: agaes8080; S. 57: © asetrova; S. 60: antiqueimages; S. 75: prikhnenko; S. 77: © depiano; S. 91: © undrey; S. 98: © Kristina; S. 105: © Olena Morgunova; S. 121: © cmwatercolors; S. 138: © Anna Speirs; S. 142: © Yulia She; S. 145, 155: © Yuliya Derbisheva VLG; S. 152: © andrey oleynik; S. 159: © Maria Stezhko; S. 171: © Nadiya_Vensk; S. 173: © lynea; Alle: Fotolia
- S. 63, 67, 71: Edward von Steinle; S. 109: Johanna Beckmann; S. 113: Paul Hey; S. 114: Paula Modersohn-Becker
- Alle: © picture alliance / akg-images
- S. 10, 23, 41, 44, 59, 125, 127, 131, 147, 169: © Ludwig Richter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unse-
rem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und
Aktionen.

Einfach anmelden unter www.st-benno.de

ISBN 978-3-7462-5245-2

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Gesamtherstellung: Kontext, Lemsal (A)